

Der Blick aus Afrika

Das Café Europa fragt nach Beziehungen

FRANKFURT Bangkok ist gleich um die Ecke, Europa ist „zu weit weg“. Jedenfalls für einen Cousin von Mamadou Diawara. Der Ethnologe und Gründungsdirektor des DFG-Projekts „Point Sud“ an der Frankfurter Goethe-Universität, der selbst aus Mali stammt, brachte mit einer Anekdote auf den Punkt, wonach das „Café Europa“ in der Romanfabrik fragte: „Der Blick Afrikas auf Europa“. Für Richard Kuba, Ethnologe am Frobenius-Institut, ist Afrika gar nicht weit weg: Seine Schwiegereltern wohnen in Nigeria. Er weiß: „Um 1850 wusste Afrika mehr über Europa als umgekehrt.“ Heute aber wollten die Afrikaner ihre Partnerschaft mit Europa neu verhandeln, so Diawara. Die Europäische Union sei zwar immer noch der größte Handelspartner Afrikas, doch ihre Bedeutung sinke zugunsten Chinas. „Europa ist aufgerufen, den großen Wandel auf dem afrikanischen Kontinent zu antizipieren“, forderte Diawara.

Zum ersten Mal traf sich das „Café Europa“ wieder mit echtem Publikum, begleitet vom Livestream für die Vorsichtigen in Corona-Zeiten. Es hat sich gelohnt. Denn von Diawara war die gegenwärtige Stimmung in den Subsahara-Zonen Afrikas, auf die er mit seinen Forschungen spezialisiert ist, aus erster Hand zu erfahren. Kuba wiederum berichtete über allerhand: über das wachsende Selbstbewusstsein der afrikanischen Diaspora in Paris mit ihrer „Négritude“ in den Drei-



Foto Diana Cabrera Rojas

Mamadou Diawara

ßigerjahren und der afrikanischen Gegenbewegung der „Tigritude“, angeführt vom nigerianischen Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka. Schließlich könne man sich nicht aus Europa erklären lassen, wer man sei. Auch werde die Rückgabe kolonialen Raubguts in Afrika als billiges Kaschieren echter Ungleichheiten wahrgenommen. Zudem werde Europa von den Afrikanern als technologisch rückständig erlebt.

„Der subsaharische Blick auf Europa ist abhängig von den Paradigmen unserer gemeinsamen Geschichte“, stellte Diawara zu Beginn des Abends fest. Um den Europäern am Ende „selektive Vergesslichkeit“, Geschichts-

vergessenheit zu attestieren oder, wie er sich sehr eindrücklich ausdrückte: „akuten Präsentismus“. Der lateinische Neologismus des Subsahara-Forschers zündete besser als der abgedroschene deutsche Negativbegriff. Wer weiß noch, dass rund 40 Millionen Afrikaner auf die amerikanischen Plantagen verschleppt wurden, weil es für die Europäer navigatorisch leichter war, zuerst Amerika zu kolonisieren? „Das waren nicht Territorien, sondern Menschen“, die kolonisiert wurden, erinnerte Diawara. Wer erinnere sich an die noch einmal 40 Millionen Afrikaner, die in Sklavenkriegen umkamen, fügte Kuba hinzu.

Das Publikum stellte mit Afrika „eine große Leerstelle“ hierzulande fest. Aber wie könne man Nähe herstellen zu etwas, das einem so fremd sei? Wie könnten wir in Europa das Interesse für Afrika verstärken? Wie einen Austausch auf Augenhöhe und Demokratie-Entwicklung fördern? „Es sind auch andere kulturelle Modelle möglich als die Westminster-Demokratie“, entgegnete Kuba und fügte hinzu: „Es gibt tolle Beziehungskünstler in Afrika.“ CLAUDIA SCHÜLKE